

Zeitschrift: Toggenburger Jahrbuch
Band: - (2011)

Artikel: "Ganz sicher müsst ich nicht mehr weben" : zum Tagebuch des Degersheimer Webers Johann Jakob Brunner (1806-1879)
Autor: Brändle, Fabian
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-882758>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 20.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

«Ganz sicher müsst ich nicht mehr weben»

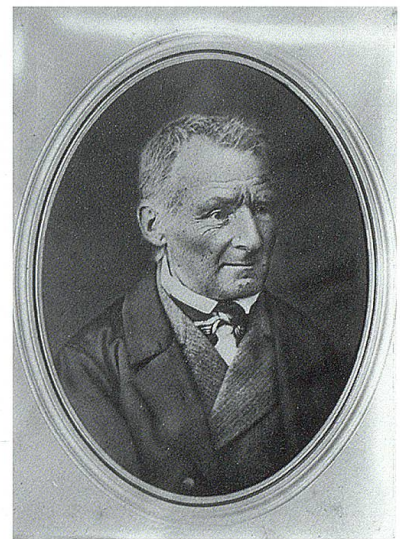
Zum Tagebuch des Degersheimer Webers
Johann Jakob Brunner (1806–1879)

Fabian Brändle / Hans Bächler (Bilder)

Einleitung

Das Toggenburg war in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts wie andere Gegenden der Ostschweiz, so das Zürcher Oberland oder der Kanton Appenzell Ausserrhoden, sehr stark von der Heimindustrie geprägt. An der äusserst anstrengenden und bisweilen monotonen Hausweberei war die ganze Familie beteiligt. Schon die Kinder hatten Garn zu spulen. Der Lohn variierte je nach Wirtschaftslage stark, so dass sich gute Jahre stets mit existenziellen Sorgen abwechselten. Dann halfen alleine der kleine Garten oder ein «Pflanzblätz» mit ihren Kartoffeln, das schiere Überleben zu sichern, was freilich nicht immer gelang. So verhungerten 1816/17 Hunderte landarme Toggenburger Weberinnen und Weber mitsamt ihren Kindern, und noch einmal, nämlich in den Jahren 1845 bis 1848, bedrohte der Hungertod die Armen der Ostschweiz. Umso mehr genossen diese die guten Jahre. Dann sass das sauer verdiente Geld jeweils recht locker im Portemonnaie. Ausgegeben wurde es nicht nur für modische Kleidung, Schnaps oder Tabak, wie das die gesellschaftlichen Eliten und auch die bürgerliche Oberschicht allenthalben kritisierten. Auch Bücher wurden angeschafft und gelesen, und es bildeten sich überall in der Ostschweiz ländliche Lesegesellschaften, die, Bibliotheken führend, dem Bildungshunger gewisser unterschichtiger Kreise entgegenkamen.¹ Von seinen Lektüren berichtete denn auch ausgiebig der reformierte Degersheimer Weber Johann Jakob Brunner, der von 1806 bis 1879 lebte. Brunner schrieb in seinem 1843 begonnenen, mit autobiografischen Rückblenden versehenen Tagebuch², detailliert von seinen ersten Leseerfahrungen:

Nachdem ich also die meiste Zeit zu Hause und im Keller zubringen musste, wurde mir so ziemlich langweilig, besonders da ich wenig mehr zu lesen bekam, denn ich war sehr neugierig. Deswegen ersuchte ich die Eltern, mir auch etwa ein Geschichtsbuch zu kaufen, womit ich die Neugierde befriedigen und meine müssigen Stunden nützlich anwenden konnte, was sie mir auch



Porträt des «Tägerscher Bräkers»,
Johann Jakob Brunner. Foto:
H. P. Indermaur, Degersheim.



Das Wohnhaus Brunners ab 1821, das sein Vater nach dem Dorfbrand von Degersheim gekauft hatte. Foto: H. P. Indermaur, Degersheim.

*wirklich zukommen liessen, indem sie bald die in der Schule übliche Jugendbibel und ein biblisches Historienbuch anschafften. (...) Auch hätte ich recht gerne Reise- und Weltgeschichten gehabt. (...)*³

Schon als Kind also war Brunner neugierig und interessierte sich für Geografie und Geschichte. Dieser weite Horizont zieht sich denn auch wie ein roter Faden durch sein Tagebuch. Brunner war indessen nicht der einzige Ostschweizer Weber, der im 19. Jahrhundert Tagebuch führte. Gingen mit Sicherheit im Lauf der Zeit manche Einbände verloren, so haben sich doch einige Texte erhalten, die jedoch bisher von der Forschung wenig beachtet wurden. Ein anonym, 1839 in Wald geborener Appenzell Ausserrhoder Weber schrieb um 1900 seine Memoiren nieder, die 1904 gedruckt wurden, nachdem sie der bekannte Weberpfarrer und Politiker Howard Eugster (1862–1931), der sich zeitlebens der Nöte der Armen annahm und diese auch politisch vertrat, durchgesehen und korrigiert hatte. Der Text ist durchdrungen vom politischen Engagement des Autors, der tatkräftig im radikaldemokratischen, reformistischen, schon 1838 gegründeten Grütliverein, in verschiedenen im Entstehen begriffenen Genossenschaften sowie in der jungen Sozialdemokratischen Partei gewirkt hat.⁴ Eindrucksvoll sind auch die beinahe 3000 Seiten Tagebuch, die uns der Tösstaler Heinrich Senn (1827–1915) hinterlassen hat. Senn, so der Historiker Matthias Peter, der die zehn Bände umfassenden Tagebücher des

Fischenthaler Webers jüngst auszugsweise edierte und kommentierte, «lässt als aufmerksamer und kritischer Zeitgenosse kaum ein öffentliches Ereignis unkommentiert».⁵ Senn interessierte sich jedoch nicht nur für die Lokalpolitik und die stürmische Entwicklung seines Heimatlandes. Er schrieb auch über die anhaltende Kartoffelnot in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts, über das ländliche Gesundheitswesen oder über den Niedergang der Ostschweizer Heimweberei nach 1860. Senn gehörte zusammen mit seinem literarisch gesehen talentierteren Bruder Jakob (1824–1879) und anderen Webern dem Poetenkreis um den Volksschullehrer Jakob Stutz (1801–1877) an.⁶ Weitere Zürcher Oberländer Weber schrieben über ihr arbeitsames Leben, beispielsweise der 1863 geborene Gottlieb Keller sowie der Weber-Poet Heinrich Brandenberger, dessen engagierte Gedichte die unhaltbar anmutenden Zustände in den Fabriken kritisch beleuchteten sowie den strengen Arbeiteralltag ins rechte Licht rückten.⁷ Für das Toggenburg schliesslich gilt es den vielberufigen und ungemein mobilen Gregorius Aemisegger (1815–1913) zu nennen, der sich zeitweise als Weber versuchte. Seine faszinierende Lebensgeschichte liegt nun kommentiert vor.⁸ Blickt man über die Ostschweiz hinaus, so mehren sich autobiographische Texte von Webern. Der amerikanische Historiker James Amelang führt in seinem ausgezeichneten Übersichtswerk zur frühneuzeitlichen Autobiographik einfacher Leute den Neapolitaner Giuliano Passaro (geboren 1493) sowie den Engländer Samuel Sholl (geboren 1752 in der Grafschaft Somerset) an.⁹

Die Weber pflegten in den Städten eine ausgeprägte Gruppenkultur. Sie beherrschten sogar grosse Textilstädte wie das englische Norwich, das französische Lyon und das spanische Segovia. Während ihrer Arbeit konnten sie zumindest zeitweise lesen oder singen, und manche Meister waren sehr wohlhabend, verwoben sie doch äusserst wertvolle Stoffe.¹⁰ Ungleich ärmer waren die Heimweberinnen und Heimweber des 19. Jahrhunderts, die den Fährnissen des Marktes schutzlos ausgeliefert waren. Manche von ihnen wehrten sich, so in Augsburg bereits im 17. Jahrhundert sowie in den Jahren 1784/85 (Gesellenstreik) und 1795,¹¹ in Krefeld 1828, im thüringischen Ronneburg 1841. Berühmtestes Beispiel ist der schlesische Weberaufstand vom Juni 1844, der vom preussischen Militär brutal niedergeschlagen wurde und zum Gegenstand eines berühmten Dramas von Gerhart Hauptmann wurde.¹² Wir Schweizerinnen und Schweizer erinnern uns an den Brand von Uster vom 22. November 1832, als Kleinfabrikanten («Tüchler»), Heimarbeiterinnen und

Heimarbeiter eine Ustermer Textilfabrik stürmten und die Maschinen anzündeten, nachdem der mehrheitlich liberal gesinnte Grosse Rat des Kantons Zürich auf die Forderung nach einem Verbot nicht reagiert hatte. Die Maschinenstürmer wurden zu hohen Haftstrafen verurteilt.¹³ Die Toggenburger Heimarbeiterinnen und Heimarbeiter blieben also vergleichsweise friedlich, obschon auch sie unten durch mussten. Johann Jakob Brunner berichtete recht ausführlich von ihren Nöten.

Dass ich überhaupt aus Brunners Tagebuch zitieren kann, ist das Verdienst der beiden Degersheimer Lehrer Hanspeter Indermaur und Alfred Schmucki, die das Manuskript aus dem Nachlass Adèle Eschmanns gesichtet und transkribiert haben. Das daraus entstandene schmale, 124-seitige Buch enthält die meisten Aufzeichnungen Brunners, wobei die Herausgeber die Orthographie modernisierten. Ein sorgfältiges Sachregister erleichtert den Zugriff auf den Text. Das Tagebuch erschien 1997 bereits in zweiter Auflage und ist zumindest in Degersheim wohl bekannt. Die Forschung hat jedoch bisher gleichwohl kaum Notiz genommen von den Aufzeichnungen Brunners.¹⁴ Einzig in der neuen Dorfgeschichte wird uns der «Tegerscher Bräker» als Persönlichkeit vorgestellt.¹⁵

Im Aufsatz soll nun folgenden Fragen nachgegangen werden: Warum führte Johann Jakob Brunner überhaupt ein Tagebuch, und was können wir Nachgeborenen daraus über Freuden und Leiden eines Webers aus dem 19. Jahrhundert lernen?

Schreibanlass und Schreibfreude

In seinem kurzen Vorwort sieht sich Johann Jakob Brunner zur Rechtfertigung für sein Schreiben genötigt. Seine ersten Sätze:

Allererst muss ich jedermann, dem diese Blätter früher oder später zu Gesichte kommen sollten, um ein billiges und nachsichtiges Urteil bitten, denn dieselben sind von keinem Gelehrten, sondern von einem einfältigen Mann geschrieben worden. Daher werden sich ohne Zweifel viele Orthographie- und andere Fehler finden lassen (S. 1).

Das Schreiben stehe also einem Mann von seinem Stand gar nicht zu, sei es doch das exklusive Vergnügen von Gelehrten. Diese Wendung findet sich so oder anders in ganz vielen Tagebüchern und Autobiografien, die von Männern und Frauen aus dem Volk verfasst wurden. Denn das Schreiben wurde tatsächlich noch im 19. Jahrhundert als ein Privileg der Begüterten und Mächtigen betrachtet. Andererseits hatten «einfache Leute» just

Vorwort.

Allezeit muß ich denken, das diese Blätter für
 den Leser zu lesen können sollten, zu dem billigen
 und nützlichen Zweck, das dieselben sind von
 einem Gelehrten, sondern von einem nützlichen Mann
 geschrieben, das seine Zweifel nicht aufzugeben und
 seinen Geist zu erweitern werden muß ist in demselben
 nicht viel Interessantes aufzuführen, das ich nunmehr, das nicht
 geschrieben werden, und ich nunmehr (alles dem nächsten
 Kind) zu schreiben wünsche.

Was mich bewog diese meine Lebensgeschichte dem
 Leser zu übergeben, ist mir folgender Grund.

Das 1842. als in welchem Jahr ich so unangenehm
 litt, zu schreiben sah, auf meinem Tische war
 (ausgegeben) worden geschrieben wurde, dessen Anfang und
 Inhalt ist, ohne Zweifel, was, was zu lesen war
 zu lesen war, was aber ohne bei meinem Alter
 durch meine eigenen Erfahrungen die wunderbaren Ereignisse
 der Vorsehung & wunderbarlich zu lesen und zu verstehen
 unter allen Umständen ist Lebenslauf ist gewiss dem Willen Gottes
 zu unterwerfen, das war meine einzige Absicht.

Manuskriptseite aus dem Tage-
 buch Brunners, das im Archiv
 der Schulgemeinde Degersheim
 aufbewahrt wird. Foto:
 H. P. Indermaur, Degersheim.

dieses Publikum im Auge, wenn sie schrieben. Viele liebäugelten
 nämlich durchaus mit einer Drucklegung ihrer Werke. Ein Vor-
 bild war ihnen Ulrich Bräker, der «arme Mann im Tockenburg»,
 der mit seiner «Lebensgeschichte und natürlichen Ebentheuer»
 einigen, auch kommerziellen Erfolg erzielte. So machten sich
 Autorinnen und Autoren zu Beginn ihrer Lebensgeschichten
 floskelhaft ganz klein, um der gebildeten Leserschaft erst einmal
 zu schmeicheln, ehe sie mit Schreiben begannen.

Es finde sich in seinem Leben, so unser Johann Jakob Brun-
 ner in seinem Vorwort, «nicht viel Interessantes, aber doch
 manches, das nicht jedermann erfahren hat (...) (S. 1)». Mit
 dieser Wendung möchte er die Leserschaft animieren, weiterzu-
 blättern. Es lohne sich. Schreiben tue er für seine Kinder, um die
 wunderbaren Fügungen der Vorsehung anschaulich zu machen
 (S.1). Gottes Vorsehung zu verherrlichen, war ein Schreibmotiv

vieler Diaristinnen und Diaristen, in England¹⁶ ebenso wie im Toggenburg, wo der Hemberger Hausierer Gregorius Aemisegger (1815–1913) zu Beginn seiner Lebensgeschichte reimte:

*Wan du aus Noth und Kummer weinst
Dan rufe Gott an im Gebeth
und halte stiel und denk,
Gott ist der es lenkt.*¹⁷

Aemisegger sah sich gar als ein Werkzeug der Vorsehung Gottes, dazu berufen, Menschen und Tieren in der Not beiseite zu stehen. Er schrieb denn auch mehrmals von wunderbaren Errettungen und von seinem besonderen Draht zu Hunden, Pferden und Mäusen.

Johann Jakob Brunner schrieb literarisch ambitionierter als Gregorius Aemisegger. Er war trotzdem nicht immer überzeugt von der Qualität seines Schreibstils. Am 6. August 1858 notierte er selbstkritisch: *Was nützt dich das Ding? Wenn du einmal dein Leben beschlossen hast, so wird sich kein Mensch um deine Papiere bekümmern, sich noch viel weniger darum interessieren. Höchstens werden sie zu Kaffee- oder anderen Säcklein gemacht* (S. 81).

An anderer Stelle träumte Brunner reimend, von der Schriftstellerei und Schreiberei leben zu können:

*Das Schreiben wär mir grösste Freud
Ja, wenn ich könnt' d'raus leben,
Dann würd' ich lachen, wenn schon heut
Mir gestohlen würd' das Leben* (S. 84).

Tatsächlich wurden Brunners Schreibkünste in dessen Umfeld sehr geschätzt. Brunner wirkte nämlich als ehrenamtlicher Schulratssekretär und als Gutachter, und im Jahre 1871 wurde er sogar von der reformierten Schulgemeinde ermuntert, eine Schulgeschichte Degersheims zu verfassen. Brunners Bemerkungen dazu lassen den Historiker an seine eigene Arbeit in Archiven denken:

Ich nahm also die seit Jahren im Dunkeln gelegenen und teilweise auch vergilbten Papiere und sehr unleserlich geschriebenen Sachen wieder ans Tageslicht, durchblätterte und las so in freien Stunden, meistens an rauhen Sonntagen, wenn die Witterung zur Kirche oder für einen Spaziergang nicht so ganz angenehm war, und notierte, was mir nötig schien. Jedoch bald genug kam ich zur

Einsicht, dass dies eine ziemliche Arbeit gebe und weit mehr Mühe und Zeit erfordere, als ich mir anfänglich vorgestellt hatte. (. . .) Aber die Sache ging freilich nicht per Telegraf, sondern so ziemlich den Schneckengang, indem ich doch 15 kleinere und grössere Protokolle und mehrere Dutzend Schriften durchsuchen und durchlesen musste, so dass ich erst nach dem Verfluss von zwei Jahren diese Arbeit zwar zu meiner Freude, aber gleichwohl nicht so ganz zu meiner Zufriedenheit fertig brachte (S. 108).

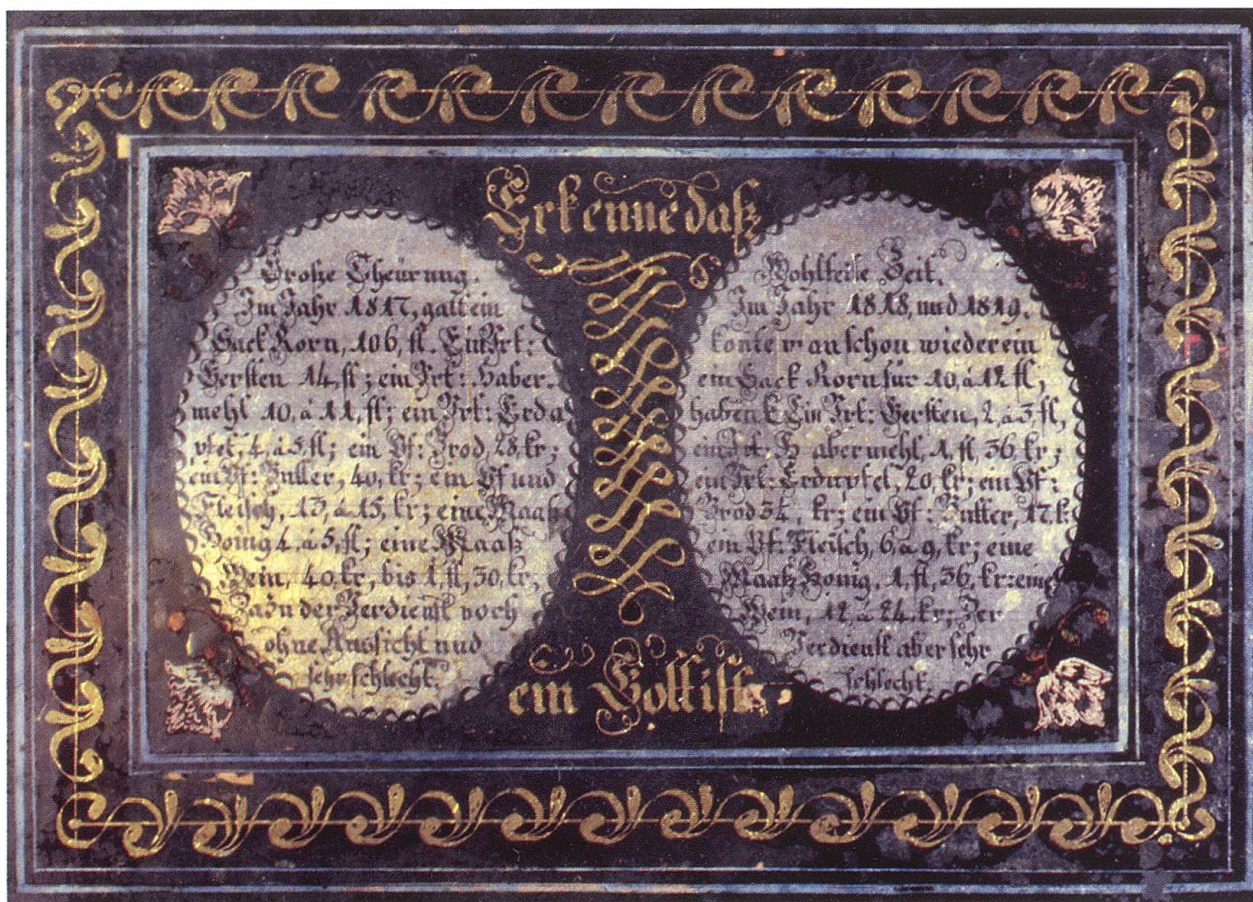
Brunner opferte also so manchen verregneten Sonntag, um an seiner Schulgeschichte zu arbeiten. Dies zeigt ein Merkmal populären Schreibens auf: Geschrieben werden konnte nur nach der harten Arbeit oder eben an Sonntagen. Demgegenüber hatten Mächtige und Gelehrte ungleich mehr Lebenszeit zur Verfügung. Ganz zufrieden mit seinem Werk war er aber nicht. Zufrieden zeigte sich indessen der Herr Pfarrer, und der äusserst bescheidene Lohn von 30 Franken war doch ein willkommener Zustupf in die stets knapp bemessene Haushaltskasse. Wichtiger als das Geld war für Brunner indessen der Stolz auf das geistige Eigentum:

Ein Pfifferling das, für so viel Arbeit, meinte jemand, der gewohnt oder gar berechtigt ist, für einen Auszug von etwa einem Quartblatt 50 Rappen zu fordern. Jawohl, aber unsereins kann nicht also rechnen, denn diese Arbeit habe ich ohne Auftrag aus eigenem, freien Willen und nur für mich gemacht, und sie ist noch jetzt mein Eigentum. Daher konnte ich auch begreiflich keinen Lohn verlangen (S.108).

Krisen

Die in der Einleitung angesprochene verheerende Hungersnot von 1816/17, im Volksmund kurz und bündig die «teure Zeit» genannt, musste Johann Jakob Brunner als Kind miterleben.¹⁸ Seine Familie war glücklicherweise nicht so stark betroffen vom Elend wie benachbarte Heimarbeiterinnen und Heimarbeiter:

Obwohl das Jahr 1817 (gewöhnlich die teure Zeit genannt) für mich eben auch kein Freudenjahr gewesen, so darf ich doch sagen, freudig sagen, dass mich das so namenlose Elend, das so viele in jener Zeit getroffen, beinahe begünstigte, denn alltäglich hatte ich immer noch dreimal gesunde und recht bereitete Speisen zu geniessen, freilich nicht immer gestossen voll, was ich nächst Gott der früheren Sparsamkeit meiner guten Eltern zu verdanken hatte, aber was war bei solch hohen Preisen der Lebensmittel nicht für eine Summe Geldes hierfür verwendet worden. Und ich übertreibe



Hinterglas-Gedenktafel zur
 grossen Hungersnot 1816/17.
 Toggenburger Museum
 Lichtensteig (TML).

gewiss nicht, wenn ich dieselbe nebst dem täglichen Verdienst in
 unserem Hause auf 200 Gulden angebe (S. 6).

Gleich zu Beginn des Tagebuchs, im Abschnitt «Meine Ge-
 burt, Kindheit und Schuljahre», führte Brunner detailliert die
 horrenden Preise für Grundnahrungsmittel an sowie eine Toten-
 liste des Kantons Appenzell Ausserrhoden, um der Leserschaft
 einen Eindruck zu vermitteln vom Ausmass der Katastrophe.
 Die durch Missernten im süddeutschen und schweizerischen
 Raum bedingte Krise verschärfte sich, als infolge der Aufhebung
 der napoleonischen Kontinentalsperre im Jahre 1815 billige
 englische Textilien den europäischen Markt überschwemmten.¹⁹
 Brunner, dessen Rückblick auf die Krise eine wichtige Quel-
 le darstellt²⁰, sah diese volkswirtschaftlichen Zusammenhänge
 deutlich:

*Gleichzeitig stockten auch der Handel und die Manufakturen,
 die Preise aller Waren fielen unerhört und verursachten Handels-
 leuten und Fabrikanten sehr grossen Verlust, so dass viele um ihr
 ganzes Vermögen, auch nicht selten um ihre Ehre gebracht wur-
 den,²¹ denn gar viele ehrlich handelnde Männer waren dadurch
 bankrott geworden, in Folge dessen Fallieren und Akordieren (=
 zahlungsunfähig sein, Konkurs machen) beinahe zur Tagesord-*

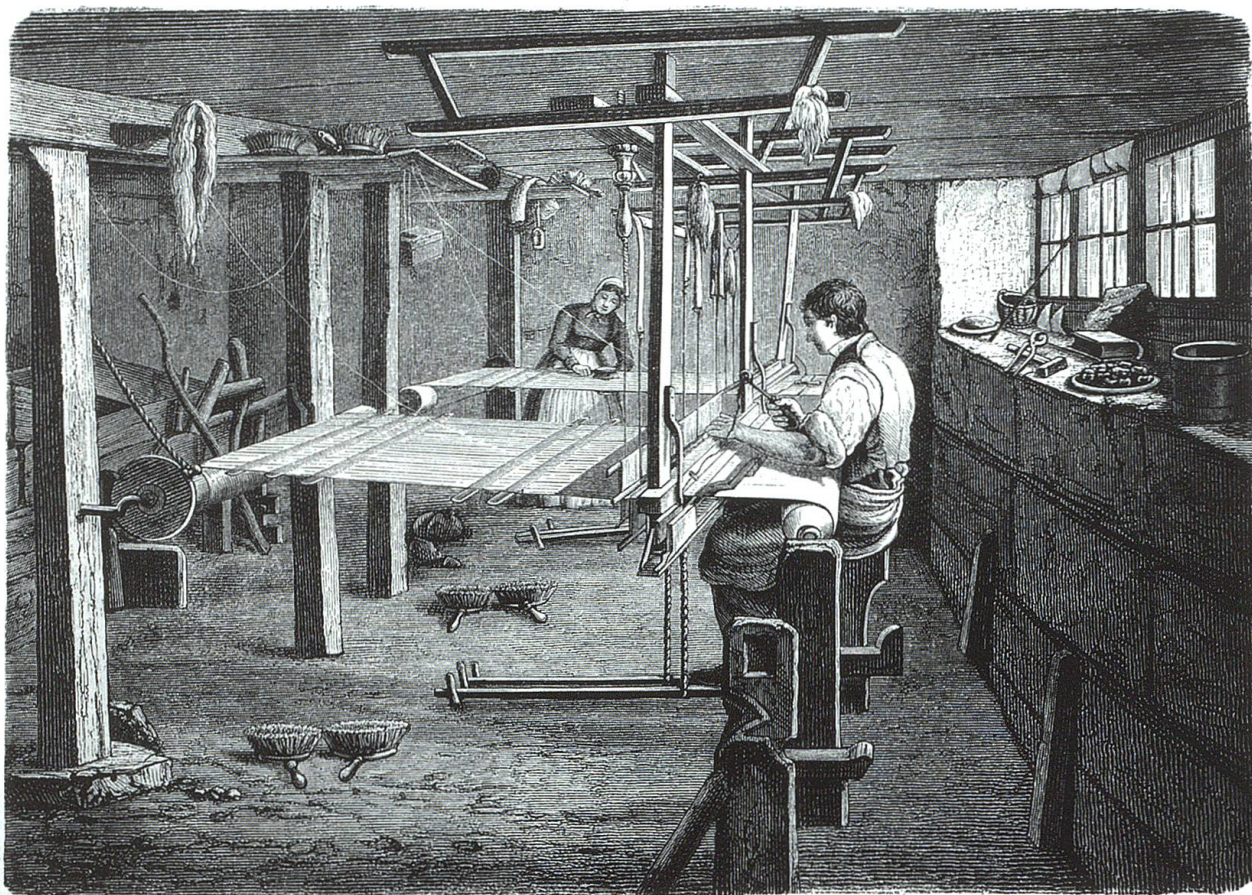
nung wurden, und ein ebenfalls beispielloser Mangel an Verdienst erfolgte, so dass zu Hunderten vorher gewiss arbeitsamer und tätiger Menschen auf Almosen ausgehen mussten (S. 2).

Da der finanzschwache, stark föderalistisch restaurierte Bund von 1815 unfähig und nicht willens war, auf die grassierende Hungersnot zu reagieren und gut gemeinte Eigeninitiativen in den Kinderschuhen stecken blieben, setzte man allerorts auf Repression, um der Krise Herr zu werden. Mundräuberinnen und Mundräuber wurden gnadenlos verfolgt und eingesperrt, denn *täglich sah man die Polizeidiener oft mit grösseren, oft mit kleineren Transporten solcher unglücklichen und bedauernswürdigen Personen durch die Strassen ziehen. Auch waren im Herbst die Felder überall mit Wachthütten versehen, wo alle Nächte jemand Wache hielt, um die Früchte vor Dieben zu sichern, und ebenso traurig war es, sehen zu müssen, wie viele, um ihr Leben zu fristen, sich allerlei ungewöhnliche Nahrungsmittel zu geniessen erlaubten (S. 7).*

Brunner hatte also Mitleid mit den Kartoffeldieben, die um ihr nacktes Überleben kämpften. Seine Gesinnung entsprach dem christlichen Gebot der Nächstenliebe. Die Lage verschärfte sich für ihn, als das Elternhaus vom roten Hahn heimgesucht wurde und bis auf die Grundmauern abbrannte. Insgesamt belief sich der Schaden auf rund 650 Gulden, die Brandassekuranz übernahm die Hälfte davon. Wie gesagt, reichten jedoch die Reserven der Eltern aus, um die Familie auch während der «teuren Zeit» mit dem Nötigsten zu versorgen.

Als besorgter Zeitzeuge beobachtete Brunner die fatalen Kartoffelmissernten ab 1845: *Letzten Montag, den 22. September, verbreitete sich die Sage, dass auch hierorts die Kartoffelkrankheit, so wie in Deutschland, Frankreich, Belgien, Hannover und andern Ländern, ausgebrochen sei. Obwohl man solches nicht sehr gerne glauben wollte, so war doch etwas auffallend, dass das vor vier Tagen noch so schön grüne Kraut derselben jetzt überall, mit Ausnahme der Korsikaner, ganz schwarz war (S. 53).*

Der Kartoffelpilz, von Nordamerika via Irland eingeschleppt und dort eine Hungersnot von riesigem Ausmass verursachend (die sogenannte «Great Famine»), verbreitete sich auch in der Schweiz sehr schnell. Die einsetzende Teuerung trieb so manchen Heimweber in den Ruin, zumal die eigenen Kartoffeln nun ungeniessbar waren.²² Die Revolutionen und Kriege, die Europa 1848 erschütterten, verringerten zudem den Absatz von Textilien. Viele landarme Toggenburger Weberinnen und Weber wanderten aus, meist in die Vereinigten Staaten von Amerika,



Webkeller. Holzstich nach Schiess, um 1860. TML.

in den Bundesstaat Nebraska, wo sich bereits eine stattliche Schweizerkolonie gebildet hatte. Wie schon 1816/17 verschlimmerte sich die Lage der Heimarbeiter wegen der *Stockung der Baumwollfabrikation, denn überall ist jetzt schon der Weberlohn um ein merkliches gefallen* (S. 56).

Die Menschen versuchten sich gegen den heimtückischen Pilz zu wehren, so gut es eben ging. Indessen, selbst die frühe Ernte und das Trocknen an der Luft zeitigten nur wenig positive Resultate. Im Jahre 1846 erinnerte sich Brunner angstvoll an die «teure Zeit» von 1816/17 und beklagte die tiefen Preise für Webstoffe. Andere Arbeit war schwer zu finden, zumal im Winter. Am 18. Dezember notierte Brunner: *Mit der Fabrikation wird es immer misslicher. Es folgt Abbruch auf Abbruch. Wer will's so lang aushalten auf ehrlichem Wege* (S. 56)?

Nach eigenen Angaben litt Brunner während dieser stark krisenhaften Jahre niemals an Hunger, musste aber oft lange Zeit warten, ehe er endlich genug essen konnte. Er kam über die Runden, indem er sich Geld von Freunden borgte, die nicht auf sofortige Rückzahlung drängten. Die Schulden drückten trotzdem schwer auf die Schultern des Webers, der seinen Gläubigern vor lauter Scham kaum mehr ins Gesicht schauen konnte, *obwohl*,

ich muss es mit Freuden bezeugen, mir bis anhin noch keiner ein krummes Wort gegeben, geschweige mich gütlich oder rechtlich dafür belangt hätte. Und doch, und doch habe ich deswegen schon manche Nacht schlaflos zugebracht und auch bei Tage viele Stunden in Kummer und Sorgen zugebracht, die mich bisweilen auf Gedanken führten, die ich zu schreiben hier nicht am Platz finde (S. 57).

Armut wurde damals als selbstverschuldet angesehen und gereichte zur Schande. Zudem war sie mit Ehrenstrafen verbunden. So durfte ein Konkursit keine Wirtshäuser mehr aufsuchen. Brunner bedauerte es, sich in diesen harten Zeiten ganz alleine durchschlagen zu müssen:

*Blick ich im Hause hin und her
So fehlt's an vielen Sachen.
Die Ordnung seh' ich nirgends mehr
und ich, ich kann's nicht machen!
Schau ich auf meine Kinderschar,
die, ach, die Mutter missen
Was haben sie in diesem Jahr
Nicht schon erdulden müssen!
Eine Magd, die hat kein Mutterherz
Und Fremde sind nicht Eigene
Das muss ich heut, und zwar mit Schmerz,
der Wahrheit treu bezeugen (S. 44).*

Niemand war da, mit dem er über seine Sorgen hätte sprechen können. Im Jahre 1843 war nämlich seine Frau Anna Maria Mock plötzlich gestorben. Die beiden hatten 1837 geheiratet, und in der kurzen, aber umso glücklicheren Ehe wurden fünf Kinder geboren. Drei von ihnen starben jedoch bereits im Kindesalter. Damals war eine hohe Kindersterblichkeit normal. Die Kleinkinder waren oft mangelhaft ernährt und somit anfällig auf tödliche Krankheiten. Bei einem Todesfall dankte Brunner gar Gott, dass dieser das Kleinkind von dessen Schmerzen «erlöst» hatte. Das Kleine hatte kaum seine Füße bewegen können. Eine Magd besorgte, wie im obigen Gedicht angedeutet, anstelle der Hausfrau den Haushalt, war jedoch unordentlich und lieblos gegenüber den Kindern. Ein Kostgänger sollte dazu beitragen, für die Mehrauslagen aufzukommen, war jedoch recht bald zahlungsunfähig: *Mit aller meiner Güte habe ich bis anhin von meinem Tischgänger, der jetzt aber seit einiger Zeit für sich allein ist, immer noch nichts an die alte Schuld erhalten können. Im Ge-*

genteil! Er hat mich noch um etwas Mehreres anschnüren können (. . .). Nun habe ich den Weg des Rechts mit ihm eingeschlagen (S. 55).

Erst im Jahre 1869, im recht hohen Alter also, entschloss sich Brunner, erneut zu heiraten, und zwar die beinahe sechzigjährige Anna Elisabet Wäspi. Dies, obwohl ihm ein Wahrsager bereits 1844 eine baldige Ehe angekündigt hatte. Voller Hoffnung und Gott dankend reimte Brunner vor der Hochzeit:

*Ein neuer Lebensabschnitt hat
Jetzt heut für mich begonnen.
Ich habe nun den Schritt gewagt
Und mir ein Weib genommen.
Ja, noch in meinen alten Tagen
Nach vieler Jahre Witwerstand
Reicht ich, gewiss fast mit Zagen,
Zum Ehebund nochmals die Hand (S. 100).*

Als älterer Mann musste Brunner den Niedergang der Ostschweizer Hausweberei miterleben.²³ Fabriken verdrängten die Webkeller stetig: Im Jahre 1861 schrieb Brunner sichtlich besorgt:

Zudem werden immer mehr Fabriken aller Art an Wasser und Dampf eingerichtet, auch allerhand andere Beschäftigungen maschinenmässig verrichtet, damit man mit wenig Händen recht viel verrichten kann, so dass ein grosser Teil des Volkes möglicherweise bald keine Arbeit mehr finden kann. Zudem werden doch täglich mehr Menschen geboren als eben sterben. Jedes bringt ein Maul mit auf die Welt, das doch seinen Unterhalt haben will und haben muss (S. 87).

Ab 1863 brach im Zuge des spanischen Bürgerkriegs auch noch der Überseemarkt zusammen. Erneut litt die Toggenburger Bevölkerung unter existenziellen Nöten. Vielen verblieb einzig die Auswanderung als Option.

Glück

Brunners Leben war also zumindest phasenweise sehr hart und sorgenvoll, jedoch keineswegs freudlos. Die oben angesprochene späte zweite Ehe bereitete ihm einen glücklichen Lebensabend, und auch Lesen und Schreiben sorgten für regelmässige Glücksgefühle. Doch war der Weber auch handfesteren Vergnügungen sehr zugeneigt. Im Jahre 1829 besuchte er den Maienmarkt in St. Gallen. *Die Vergnügungen suchte ich nicht in*

den Wirtshäusern, sondern ich erfreute mich an der Besichtigung der vielen in der Stadt und um die Stadt zu sehenden Gegenstände und Sachen verschiedenster Art, namentlich der Dinge, die dann allemal auf dem Brühl zu sehen waren, wie Menagerien, Wachskabinette, Panoramen, kleine und grosse Personen und anderes mehr (S. 21).²⁴

Die städtische Welt der Schausteller faszinierte den Toggenburger Landmenschen ungemein. Besonders angetan hatte es ihm eine beinlose Frau, die Geige spielte und auf einem Tisch dazu wippte, ja sogar tanzte. Doch hatten nicht nur Städte ihre Attraktionen. Auf dem Land existierten die zahlreichen Wirtshäuser, wo man bei einem Schoppen Wein über Gott und die Welt diskutierte. In der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts wurden zudem viele Vereine gegründet, die massgeblich zum geselligen dörflichen Leben beitrugen. Brunner war im örtlichen Schützenverein engagiert, und zwar als Zeiger. Schon im Jahre 1838 hatte Brunner mit seiner Frau das Eidgenössische Schützenfest in St. Gallen besucht. Detailliert beschrieb der Weber den Festbetrieb mit dem für seine Augen prächtigen Umzug, das Fahnenmeer und die Militärmusik. Das Schützenfest mit seinen farbenprächtigen, sämtliche Sinne ansprechenden Umzügen und Ritualen sollte den nationalen Zusammenhalt betonen und die Wehrbereitschaft demonstrieren. Tatsächlich wohnten ihm wahre Menschenmassen bei:

Voran die beiden Korps der Kantonsschule mit Tambouren und Artillerie. Dann folgten eine Abteilung Militär, die Zeiger, in Rot und Weiss gekleidet, die Markensammler und Sekretäre, die Musik von Rorschach, eine Abteilung Scharfschützen als Fah-

Erinnerungsmedaille an das Eidgenössische Schützenfest 1865 in Schaffhausen. TML



nengarde, die eidgenössische und kantonale Schützenfahne, die Militärmusik, die Schützengesellschaft, jede mit ihrer Fahne, und zuletzt wieder Militär (S. 31).

Als Zeiger wohnte Brunner manchem Schützenfest bei. Als gestandener Mann besuchte er 1865 das Eidgenössische Feldschiessen in Schaffhausen. Lange hatte er sich auf den Ausflug gefreut. Beeindruckt zeigte er sich nicht nur vom Fest. Detailliert beschrieb der Degersheimer Weber auch die Küche mit ihren 24 Kesseln sowie die drei Bratpfannen mit einem Fassungsvermögen von je 250 Pfund Fleisch. Bemerkenswert schien ihm auch der Umstand, für das «Hosenkehren» auf dem Abtritt zehn Rappen bezahlen zu müssen. In der schmucken Munotstadt ging es auch nach dem Schiessen hoch zu und her. Bis in den frühen Morgen hinein sangen, piffen, jauchzten und jodelten Teilnehmer wie Gäste. Den geplanten Besuch des Rheinfalls liessen die Degersheimer aus. Erstens war es ein verregneter Tag, und zweitens überstieg die Forderung der Kutscher von sieben Franken für eine Fahrt retour das Budget der Ausflügler bei weitem. Dafür gönnte sich der stets neugierige Weber einen Museumsbesuch. Hauptattraktion waren für ihn zwei Mumien, *an denen die Lippen, Nasen, Augenlider sowie die Nägel an den Fingern noch vollständig vorhanden waren, und die doch 2000 Jahre in Ägypten unter der Erde gelegen haben sollen. Es mag sein,*

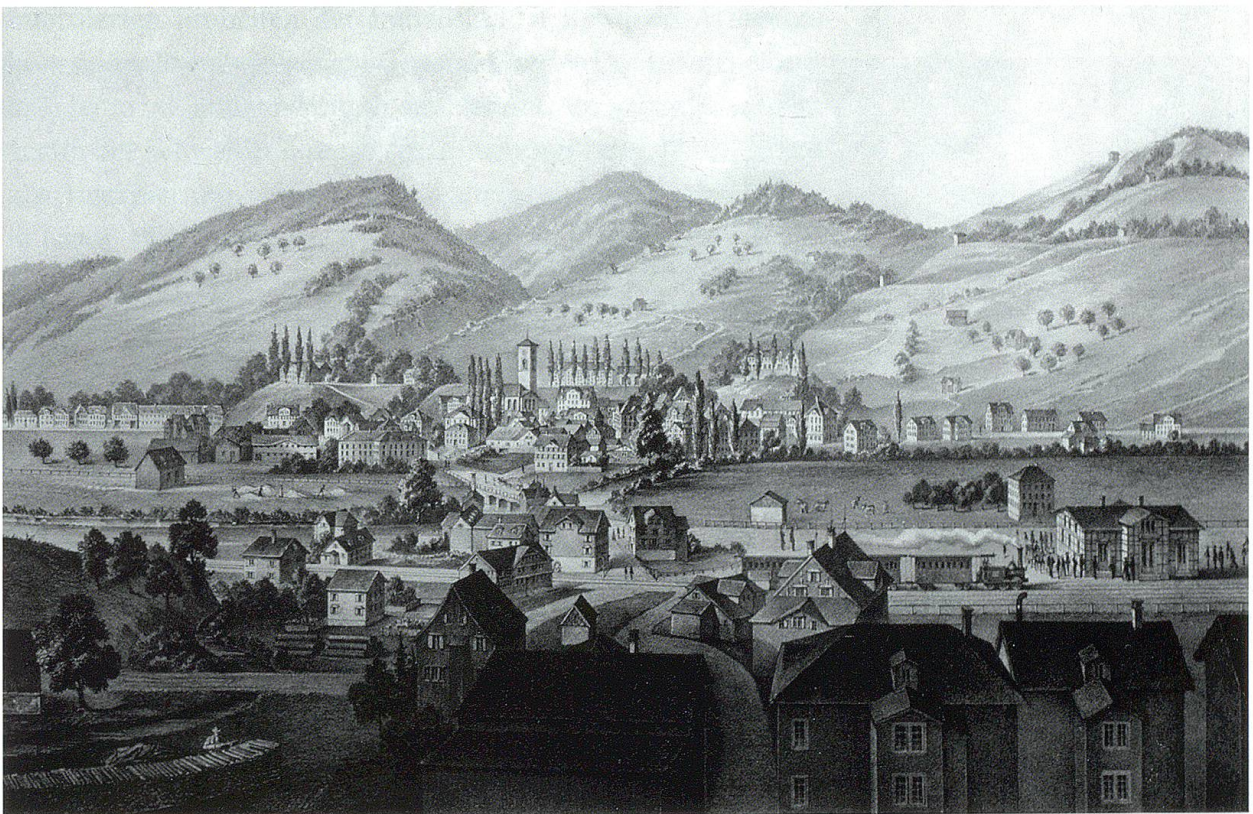
Degersheim. Lithografie um 1870. TML.



aber für unsereinen ist es fast unglaublich, jedoch sei dem wie es wolle. Höchst befriedigt verliess ich das Gebäude (S. 97).

Brunner amüsierte sich nicht nur in der Fremde. Auch das heimatliche Degersheim hatte seine Feste. Einmal lud der Schützenverein zu Musik und Tanz im «Rössle», ein anderes Mal, im Jahre 1858, putzte sich das gesamte Dorf anlässlich einer Glockenweihe heraus. *Das Dorf, so Brunner, war den ganzen Tag recht eigentlich ein wirklicher Guckkasten, und der Gucker waren auch eine grosse Menge (S. 79).* Da die Degersheimer Dorfkirche von beiden Konfessionen benutzt wurde, also nach dem Prinzip der Parität funktionierte, stellte sich mit Bischof Mirer auch ein hoher katholischer Würdenträger ein. Der reformierte Weber sparte nicht mit Kritik an den katholischen «Ceremonien», die ihm nicht so recht gottgefällig erschienen. Die Mittagstafel im Wirtshaus Schäfle war dann zwar *für jedermann sehenswert und delikat, gleichwohl passender für Bemittelte und Gebildete als für den gemeinen Arbeitsmann, daher wenig Teilnahme (S. 80).* Die Ärmern der Gemeinde waren also vom Festmahl ausgeschlossen und mussten sich mit einem sehnsüchtigen Blick auf die Tafel zufriedengeben. Nachts traf man sich dann im «Rössle» zum Gesang des Männerchores. Reden wurden geschwungen, Toaste geboten. Zum Schluss der Feier gab es *schwere Köpfe, müde Augenlider, in bedeutender Anzahl (S. 81).*

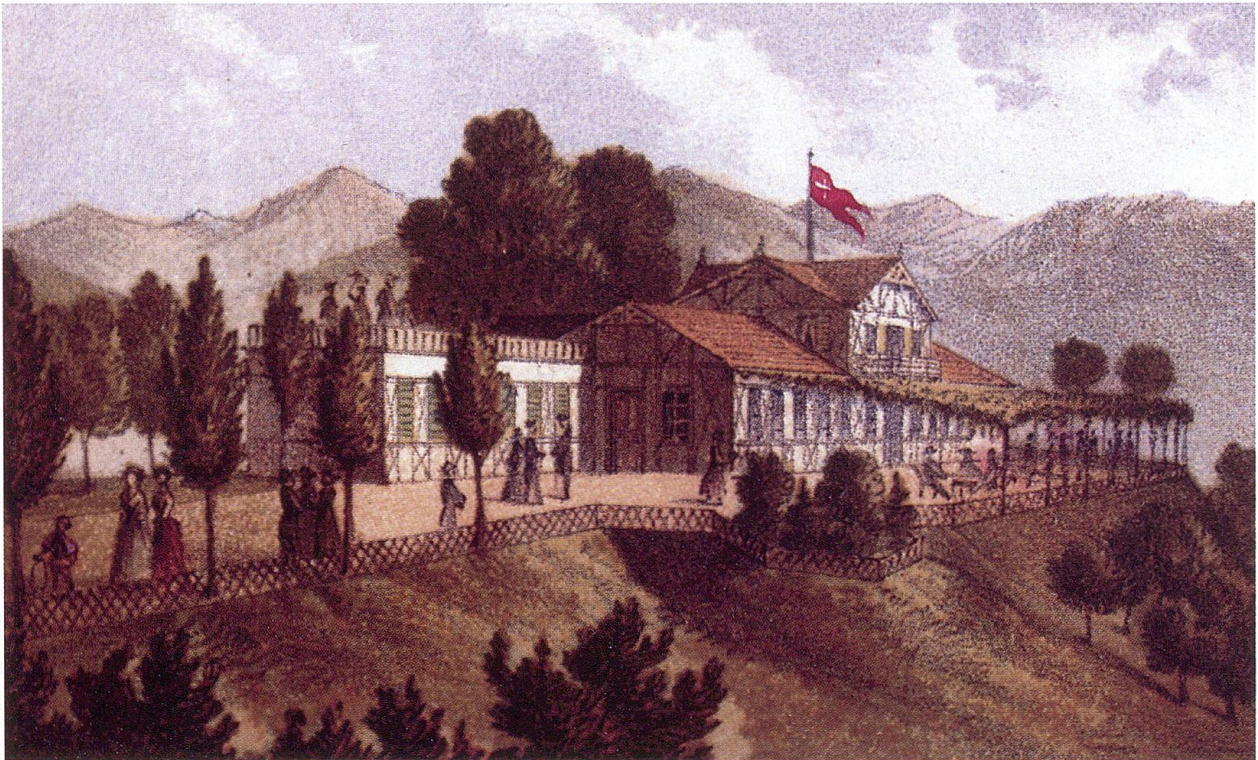
Eröffnung der Toggenburger
Bahn 1870. Lithografie von
T. Grob. TML.



Zu Pfingsten wurden die Glocken erstmals geläutet. Brunner hörte ihrem Klang von einer Anhöhe aus zu. Freude erfüllte ihn vorerst, doch dann überkam ihn Wehmut, *beim Gedanken, was für Trauer- und Klagetöne sie im Lauf der Zeit zu unseren Ohren bringen werden. (. . .) Meine Gefühle zu beschreiben, ist mir geradezu unmöglich, darum lege ich die Feder beiseite* (S. 81).

Noch festlicher präsentierte sich das Toggenburg im Sommer 1870, als die *Toggenburger Eisenbahn nach so vieljährigen Geburtswehen endlich zu Welt gekommen und auf die Welt gestellt ist* (S. 101). Die Degersheimer Schulräte entschlossen sich, zusammen mit den Oberschülerinnen und Oberschülern und einigen Müttern einen Ausflug nach Ebnat-Kappel zu unternehmen. Die Gesellschaft zählte rund 170 Personen. Frohgemut machte man sich frühmorgens nach Bütschwil auf, um dort im «Löwen» etwas Kleines zu sich zu nehmen. In Ebnat-Kappel spazierten die Ausflüglerinnen und Ausflügler auf den Rosenbühl, wo sie die Aussicht genossen und bei Wein und Brot spielten und sangen. Wieder in Bütschwil, lud Alt-Ammann Rutz die Schulräte zu einem köstlichen Abendessen ein. Acht Wagen holten die Gesellschaft anschliessend ab. Anlässe wie dieser rundum gelungene Ausflug trugen dazu bei, den Dorfgeist zu stärken, sorgten sie doch für einigen Stolz auf das heimatliche Degersheim, das sich solche Freuden offensichtlich leisten konnte und sich somit die Bewunderung der Nachbardörfer sicherte.

Wirtschaft Rosenbüel in Ebnat.
Anonyme Lithografie um 1870.
TML.



Dass es anlässlich von Festen ziemlich hoch zu und her gehen konnte, beweist ein Eintrag für das Jahr 1862. Einmal mehr erfreute sich Brunner am Schiessen und Scheibenzeigen. Abends versammelte sich männlich im stets beliebten Wirtshaus «Schäfle», um die verdienten Gaben in Empfang zu nehmen.

Nach dem Essen und der Austeilung der Gaben wurden dann von den Bestgewinnern etwa 12 Mass Rheintaler Suser auf den Tisch gestellt und natürlich auch getrunken. Nachher machte eine schwarze Zipfelkappe die Runde im Zimmer. Wem diese mit List oder Gewalt abgesetzt werden konnte, der wurde zu einer Mass Suser verurteilt und das Urteil sogleich vollzogen. Und wer sollte es glauben! Aus dieser verhängnisvollen Zipfelkappe sind wenigstens 50 Mass Suser geflossen. (. . .) in einem anderen Zimmer befand sich ein ganzer grosser Tisch voll Vergebis-Schlucker, so dass die Masse scharenweise zu Tür und Fenster ausflogen und an den Mann gebracht wurden. Aber heute morgen habe ich gleichwohl manchen Kopf gesehen, der die Suserspuren noch an sich trug und wahrscheinlich sehr schwer war (S. 88).

Am Überfluss nach dem Schiessen nahmen also auch Nicht-Schützen teil, die «Vergebis-Schlucker». Wein war eben ziemlich teuer, und so mancher Arme wartete nur auf die Gelegenheit, einmal selber unentgeltlich zechen zu können.

Neun Jahre später, im Jahre 1871, machte sich Johann Jakob Brunner wie viele andere auf ins nahe Herisau, um die dort internierten Einheiten der französischen Bourbaki-Armee zu bestaunen. Der abgedrängte General Charles Denis Soter Bourbaki hatte im Januar während des Deutsch-Französischen Krieges an der Schweizer Grenze zusammen mit rund 87'000 Mann um Internierung gebeten. Die Unterbringung seiner Armee mitsamt 12'000 Pferden war eine grosse logistische Aufgabe. Soldaten und Offiziere wurden in der ganzen Schweiz verteilt. In Luzern erinnert bis heute ein grossartiges Panorama Edouard Castres' von 1881 an die Internierung der Bourbaki-Armee.²⁵ Der Ausdruck «Bourbaki» fand sogar seinen Eingang in das Vokabular der Schweizerarmee. War das Tenue nicht ordnungsgemäss, so rügte der Offizier jeweils, man sei keine Bourbaki-Armee. Namentlich die französischen Kolonialtruppen sorgten in der gesamten Schweiz für einiges Aufsehen. Dazu Weber Brunner:

Der Kanton Appenzell AR erhielt 1500 Mann, die alle in der Kaserne in Herisau untergebracht sind. Dabei befinden sich eine bedeutende Zahl Afrikaner, welche bald als eine halbwilde Menschenklasse bezeichnet wurden (S. 103). Alleine, für den huma-



Soldaten der Bourbaki-Armee in Lichtensteig, 1871. Gouache. Privatbesitz.

nistisch gesinnten Brunner waren die Afrikaner Menschen wie andere auch. Nur ihre farbenprächtige Uniform unterscheidet sie von den übrigen Soldaten:

Auch in ihrem Betragen sah ich keinen wesentlichen Unterschied. Ich traf dergleichen, wie sie in Wirtshäusern ganz ruhig ihren Most oder Schnaps tranken, andere hörte ich etwas laut, aber nicht ungebührlich sprechen. Auf der Strasse gingen die meisten anstandsgemäss hin und her, und nur einige sah ich, die nicht so ganz ordnungsmässig marschieren konnten (S. 103).

Einzig ein betrunkenen Zuave, also ein in Nordafrika rekrutierter Söldner in türkisch-orientalischer Uniform, fiel unangenehm auf. Prompt nahmen ihn die Landjäger fest, und er musste eine Nacht im polizeilichen Gewahrsam verbringen. Betrunkenen Querulanten waren in Herisau keine Seltenheit, auch seitens der einheimischen Bevölkerung, so Brunner. Dass er mit vielen anderen die Afrikaner bestaunen ging, war keine Ausnahme, befriedigten doch sogenannte «Völkerschauen» die Neugierde vieler Europäerinnen und Europäer, deren unwiderstehlichen Drang, wildfremde Exotik hautnah zu erleben.²⁶

Politik

Johann Jakob Brunner gab zuerst seinen Kommentar zum Deutsch-Französischen Krieg von 1870/71 ab, ehe er, wie erwähnt, detailgetreu die Internierung der Bourbaki-Armee be-

schrieb. Sein ganzes Tagebuch ist geprägt von solchen politischen Kommentaren, sei es zum Weltgeschehen, sei es zur Eidgenossenschaft, zum Kanton St. Gallen, zum Toggenburg oder auch zum Heimatdorf Degersheim. Kritisch antwortete Brunner in einem Gespräch einem redegewandten Mitbürger, der den französischen Kaiser Napoleon III. (1808–1873), den auf Schloss Arenenberg aufgewachsenen Neffen Napoleons I., einen Befreier und Wohltäter Italiens genannt hatte. Napoleon III. hatte in den Jahren 1858 und 1859 im Sardinischen Krieg auf italienischem Boden erfolgreich gegen Habsburg-Österreich agiert. Brunner sah den Kaiser in einem ganz anderen Licht als sein Mitbürger «Schnauz»:

Mir wollte das nicht einleuchten, und ich entgegnete ihm, dass ich es nicht wohl begreifen wolle, dass er, Napoleon, einem andern Land und Volk die Freiheit erkämpfen wolle und doch in seinem eigenen Land jeden Keim derselben unterdrücke. Zudem seien doch der Ehrgeiz und die Herrsch- und Habsucht dieses Mannes zu bekannt, als dass ich ihm solchen Grossmut zutrauen dürfte (S. 84).

Tatsächlich regierte Napoleon III. als Kaiser Frankreich mit harter Hand. Oppositionelle wurden verfolgt, in Gefängnisse verfrachtet und sogar auf die Teufelsinsel vor der südamerikanischen Küste verbannt.²⁷

In seiner autobiographischen Rückschau der Jahre 1806 bis 1843 erinnerte sich Brunner ferner an die turbulenten Zeiten um 1830, an die beginnende Epoche der «Regeneration», die in den meisten Schweizer Kantonen einen demokratischen Frühling einläutete, so auch im Kanton St. Gallen, wo sich eine direktdemokratische Bewegung gegen die Bevormundung der autoritär agierenden Eliten zur Wehr setzte.²⁸ In Paris sei 1830 das «Revolutions-Fieber» (S. 24) ausgebrochen, denn der verhasste Monarch wurde verjagt und durch den Bürgerkönig («roi citoyen») Louis Philippe ersetzt. Brunner beschrieb die Situation in der Heimat:

Bereits in jedem Winkel standen Männer auf, riefen zu Volksversammlungen, bliesen in die Lärmtrumpete, klagten über Volksbedrückung, verlangten mehr Rechte für die Bürger und dafür weniger Abgaben und anderes mehr. So ging beinahe keine Woche dahin, in der man nicht von dergleichen Dingen hören oder beliebigen Falls selbst Anteil nehmen konnte, was mich auch zweimal bewog, an einer solchen Versammlung zuzuhören. Aber, frei gesagt, ich war keiner, der von Staatssachen etwas kannte, kam aber auch zur Überzeugung, dass mancher Wühler und Brühler

(=Brüller) in den gleichen Schuhen stand. Aber jetzt wars an der Tagesordnung, nur recht zu schimpfen und zu lästern über die bisherige Ordnung, um eine neue zu schaffen (S. 24).

Die erwähnten Volksversammlungen der Unzufriedenen fanden in Altstätten, Wattwil und St. Gallenkappel statt. Auf ihren Druck hin arbeitete ein Verfassungsrat eine neue Konstitution aus, welche die (männliche) Volkssouveränität garantierte und sogar ein Vetorecht bei Gesetzesvorlagen vorsah. Die Spaltung der Eidgenossenschaft in liberal-demokratische und konservative Kräfte schlug sich auch im jungen Kanton St. Gallen nieder, wo sich die «schwarze» liberale mit der «roten» katholisch-konservativen Partei duellierte. Die Spannungen eskalierten, als sich die katholisch-konservativen Kantone im Jahre 1845 zu einem «Sonderbund» formierten. Im Brennpunkt des Konflikts stand die Frage, ob die Jesuiten zugelassen werden sollten oder nicht. Im Kanton St. Gallen gewannen die Liberalen zwei Jahre später die Grossratswahlen mit hauchdünner Mehrheit. Die St. Galler entschlossen sich daraufhin, mit den übrigen regenerierten Kantonen zusammen den Sonderbund mit Gewalt aufzulösen. Johann Jakob Brunner war sehr besorgt ob dieser Entwicklung. Am 28. Oktober 1847 notierte er in sein Tagebuch:

Mit bangen Gefühlen sieht jedermann dem nahe, ganz nahe bevorstehenden Kriege entgegen. Krieg, ein schauerliches Wort! Noch schauerlicher aber ist das Wort Bürgerkrieg, und dieser steht jetzt sozusagen vor der Türe, denn eine kleine Minderheit der Eidgenossen, 7 Kantone (Luzern, Uri, Schwyz, Unterwalden, Zug, Freiburg und Wallis) wollen sich der Mehrheit der 15 übrigen Kantone nicht mehr unterziehen und haben einen bewaffneten Widerstand gegen sie beschlossen, in dem gewiss irrigen Wahne, welcher ihnen von ihren Ver-Führern vorgemalt wird, es gehe um die katholische Religion (S. 58).

Anschliessend berichtete Brunner von der Mobilmachung und den ersten Erfolgen der Liberalen, welche die katholische Stadt Freiburg schnell und unblutig einnahmen und somit von den übrigen Orten des Sonderbundes isolierten. Dank dem entschlossenen Vorgehen General Henri Dufours war der Sonderbund schnell und ohne grosses Blutvergiessen geschlagen.²⁹ *Und der Krieg, der Krieg! Welchen freudigen Ausgang hat derselbe genommen! Welch kurze Zeit hat er gedauert! (S. 60),* so der Kommentar Brunners. Am 31. Dezember 1847 schrieb der Weber über die triumphale Rückkehr des Bataillons Meyer nach Herisau. Brunners Blick schweifte indessen auch in die Ferne. Der Weber kommentierte die Revolutionen, die 1848 den Fürs-



ten in ganz Europa schwer zusetzten. In der Schweiz führte bekanntlich der Sonderbundskrieg zur Gründung eines modernen Staates, dem Bundesstaat von 1848, der den ziemlich losen Staatenbund von 1815 ablöste. Beim Bund lagen nun zentrale Kompetenzen, so auch die ehemals kantonal organisierte Münzhoheit. Brunner reimte zur Einführung des Schweizerfrankens folgende Zeilen:

Sonderbundskrieg 1847: Lager der Liberalen bei Udligenschwil. Lithografie von Emil Rittmeier. TML.

*Das neue Geld, das wär' jetzt da
Mir goht's wie mit dem alten.
Ich thu sehr wenig übercho,
Und chas au nüd lang p'halten.
Jedoch, ich stoss mich nüd z'lieb dra,
Ein Herr werd ich kein geh.
Wenn ich nu immer z'essen ha
Und gsund diabi cha sii (S. 70).*

Nicht ohne Ironie vermeinte Brunner, dass sich für ihn wie für viele Arme durch die Einführung der neuen Währung nur wenig verändere. Er habe ohnehin stets wenig Geld im Sack, so dass niemals ein «Herr» aus ihm werde. «Herr» konnte damals ein Schimpfwort für «Mehressere» sein.

An anderer Stelle kritisierte Brunner die kantonalen Steuererhöhungen. Besonders verhasst waren die sogenannten «Sil-

Münze der Eidgenossenschaft, ab 1850 in Umlauf. Privatbesitz.



berstrecker», die im Jahre 1863 von Gemeinde zu Gemeinde zogen, um das Vermögen der Bürger neu einzuschätzen. Dies mussten sie tun, weil sich der Kanton massiv verschuldet hatte, nachdem ein neues Steuergesetz vom Stimmvolk verworfen worden war. Die behördlichen Neueinschätzungen hatten eine markante Heraufsetzung der Steuern zur Folge. Ebenfalls unzufrieden war Brunner wie viele andere auch mit Gallus Jakob Baumgartner (1797–1869), der einst liberal gedacht und als Regierungsmitglied die St. Galler Politik durch Diplomatie, Schreibkunst und Auftreten jahrzehntelang beherrscht hatte, dann die Seite wechselte und nun, im fortgeschrittenen Alter, zu den Konservativen hielt. Sein Einfluss war einst so gross, dass man kurz und bündig vom «Kanton Baumgartner» sprach, wenn man den jungen Kanton St. Gallen meinte.³⁰ Der umstrittene, viele St. Galler enttäuschende Gesinnungswechsel Baumgartners animierte Johann Jakob Brunner zu einem weiteren, längeren Gedicht:

*Ja fluchen möchte' ich ohne End.
Kämen mir die Bursch' in d'Händ
Und dürft' ich auch verfügen
So ganz nach meinem Belieben,
Ich wollt's einmal probieren,
Die Herrlein abz'solvieren,
Die Köpfe ihnen z'putzen.
Und gäb's auch wenig Nutzen,
Kein Schaden könnt' entstehen
Und schlechter nicht mehr gehen.
Und ging's besser im Kanton,
Erhielt ich schönen Lohn,
Auch Arbeit würd's genugsam geben
Ganz sicher müsst ich nicht mehr weben (S. 88).*

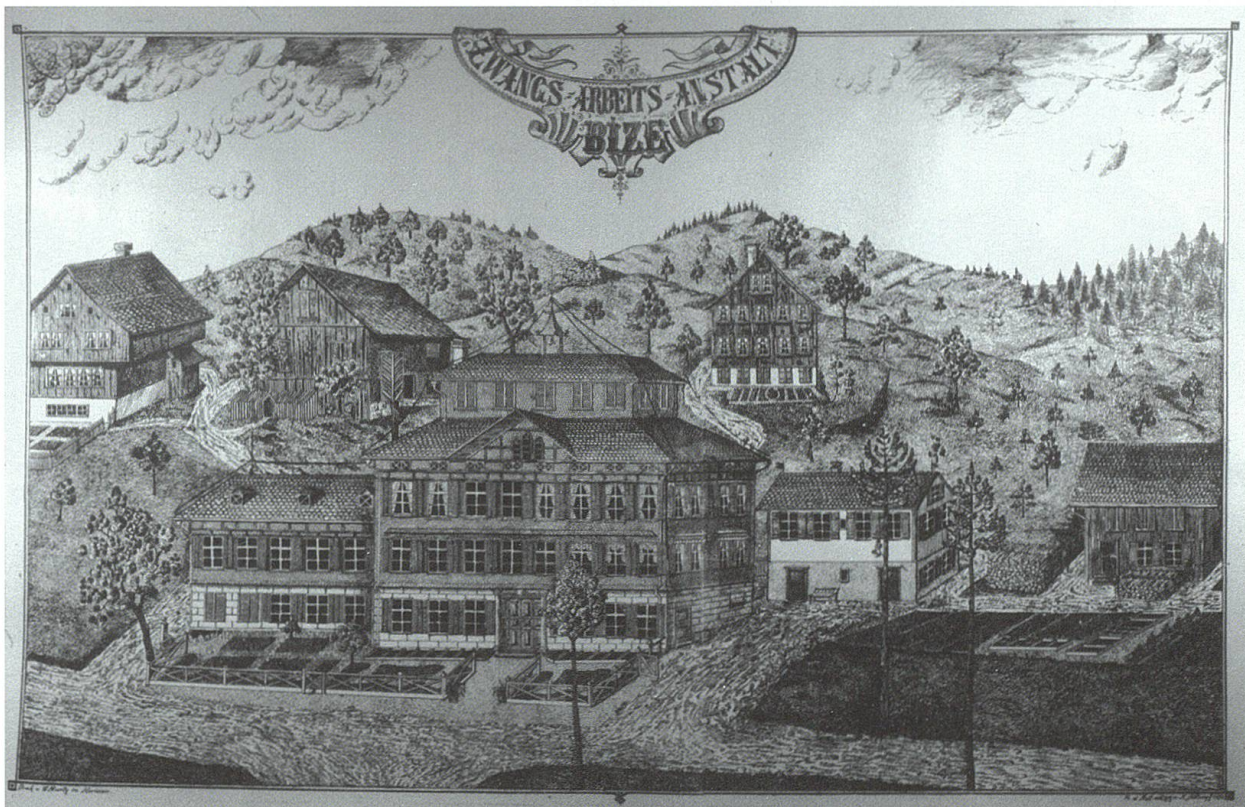
Brunner schlug also vor, die «Herren» mehr zur Kasse zu bitten. Dies sei besser, als die Armen zu schröpfen.

Viel umstrittener als die Einführung des Frankens war die Frage, ob eine Zwangsarbeitsanstalt gebaut werden sollte oder nicht. Auch in Degersheim entspannen sich heftige Debatten darüber. Dazu Johann Jakob Brunner am 30. Mai 1872:

Seit längerer Zeit ist auch in unserer Gemeinde so eine Art Revolution vorhanden, wenigstens grosse Zwietracht zwischen Bürgern und Behörden. Der erste betrifft den Gemeinderat. Er hat sich angemasst, dem dritten Entwurf für die Errichtung einer Toggenburgischen Zwangsarbeitsanstalt die Zustimmung zu geben, ohne die Gemeinde zu besammeln, und den Vertrag gegen den Willen eines grossen Teils der Bürger zu unterzeichnen (S. 103).

Entgegen dem Gesetz habe der Gemeinderat eine Bürgerversammlung zum Thema verweigert. *Heisst das nicht, mit Gesetz und Bürger Schindluder treiben (S. 104)?* Rund 200 Bürger hatten gegen die Errichtung einer Korrekationsanstalt votiert. Es wäre eine lohnenswerte Aufgabe, die Debatten rund um die Zwangsarbeitsanstalt Bitzi bei Mosnang, die im Jahre 1871 gegen den Willen vieler Toggenburger eröffnet wurde, genauer zu untersuchen. Die Frage mobilisierte offensichtlich die Massen. Arme Weber hatten wahrscheinlich Angst davor, bei Arbeitslosigkeit selbst in die Anstalt verfrachtet zu werden. Von der In-

Das ehemalige Kurhaus und die nachmalige Straf-Anstalt-Bize in Mosnang. Federzeichnung. Privatbesitz.



nerschweizer Zwangsarbeitsanstalt Kaltbach und der Thurgauer Korrekptionsanstalt Kalchrain ist bekannt, dass vor allem Arme und Aussenseiter zur Arbeit gezwungen wurden. Betroffen davon waren beispielsweise Leute, die mit Alkoholproblemen zu kämpfen hatten, sogenannte «Liederliche» und «Arbeits-scheue», aber auch Fahrende und sogenannte «Vaganten», also Menschen, die nicht sesshaft waren und sich bald hier, bald dort ein Auskommen suchten.³¹

Krankheit und Heilung

Bevor ich zum Schluss komme, möchte ich noch Brunners Haltung zu Krankheit und Medizin skizzieren. Der Weber schwor zeitlebens auf Wasserkuren. Als sein Vater sich einmal mit der Sichel an der Hand verletzt hatte und sich daraufhin eine grosse Geschwulst bildete, half ihm eine achttägige Wasserkur, um wieder arbeiten zu können. Und als sich ein Sohn Brunners verbrühte, halfen ebenfalls Kaltwasserumschläge, um die Entzündung nach einigen Tagen abklingen zu lassen.

Ich könnte noch manche dergleichen glückliche Wasserkur beschreiben. Allein, die genügen mir, und ich sage nur, dass das Wasser eine der besten Arzneien ist, und kein Doktor oder Pflasterer besitzt gar in manchen Fällen eine bessere. Aber sehr viele

Kurhaus Rietbad. Lavierte Tuschzeichnung von J. B. Isenring, um 1830. TML.



Leute wollen's nicht glauben und lieber auf künstliche als natürliche Weise geheilt werden (S. 40).

Zum Lob des Wassers reimte Brunner anschliessend ein längeres Gedicht. Gratiswasser half also fast immer, zumal bei Geschwulsten oder Entzündungen. Die Heilkraft des Wassers war schon seit Jahrtausenden bekannt. Auch im Toggenburg gab es Heilquellen, so das bekannte Rietbad. Im 19. Jahrhundert popularisierte der Laie und Pfarrer Sebastian Kneipp (1821–1897) das Wasser als Universalheilmittel mittels Wasserkuren. Wie sein allerdings weit radikalerer Kollege Vincenz Priessnitz empfahl Kneipp Wasserkuren zur Abhärtung. Als Begründer der sogenannten Hydrotherapie gelten die zwei niederschlesischen Ärzte Siegmund Hahn (1664–1742) und sein Sohn Johann Siegmund Hahn (1696–1773). Die Handschriften der beiden wurden von Kneipp wieder entdeckt und herausgebracht. Es ist gut möglich, dass Brunner die Schriften Kneipps kannte und daraus seine Lehren zog.

Die Schulmedizin war ohnehin noch wenig weit entwickelt, und zudem war guter ärztlicher Rat teuer. Die studierten Ärzte wussten oftmals nicht weiter, und Heilung stellte sich nach dem Besuch bei ihnen oft nicht ein. So erstaunt es nicht, dass sehr viele Toggenburgerinnen und Toggenburger Wunderheilern vertrauten, die von der Schulmedizin abschätzig «Quacksalber» genannt wurden. Im Herbst des politisch unruhigen Jahres 1832 durchwanderte ein Franzose namens Karolus Emanuel Jampirein die Ostschweiz. Dieser gab sich als Doktor, Destillateur und Geisterbanner aus. Johann Jakob Brunner staunte nicht schlecht, als ihm der fremdländische Hochstapler ohne Vorwissen eine eben verheilte Krankheit diagnostizierte und ihm darüber hinaus unentgeltlich ein Mittel dagegen verschrieb. Jampirein verlor jedoch zusehends seinen Glanz als Menschenfreund und Wohltäter, als er für seine Heilungen ordentlich bezahlt werden wollte. Er probierte auch Zaubersprüche aus, vermischte also klassisch-medizinische mit magischen Heilmethoden, was allerdings damals keine Seltenheit war. Brunner hielt den zwielichtigen Franzosen schliesslich für einen ausgemachten Betrüger und entzog ihm sein Vertrauen:

Glücklicherweise, und weil er hierorts keinen grossen Speck erwarten konnte, verliess dieser Pfiffikus unsere Gegend und trieb sein Wesen anderwärts, wurde später polizeilich arretiert und in sein eigen Vaterland spediert (S. 25).

Wie der Hemberger Kleinbauer, Weber und Hausierer Gregorius Aemisegger und der Tösstaler Weber Heinrich Senn war



Aderlass-Tafel aus dem Appenzeller Kalender. TML.

also auch Brunner eine Person, die sich recht selbstbewusst und umsichtig im Gesundheitsmarkt der Zeit bediente.³² Brunner vertraute nicht nur der Schulmedizin, besuchte er doch nicht nur Ärzte mit Universitätsabschluss. Er suchte vielmehr nach alternativen Heilmethoden. Selbst verfasste Lebensgeschichten von Angehörigen der Unterschicht bieten also nicht zuletzt spannende Einblicke in den Umgang mit Krankheiten und dem eigenen Körper.³³

Brunners Leben steht für viele. Als Tagebuchschreiber war er bestimmt eine Ausnahmeerscheinung, doch kein Einzelfall. Johann Jakob Brunners letzter, von trockenem Humor zeugender Eintrag im Tagebuch stammt vom 30. Januar 1879: *Nur immer rückwärts geht's mir, an Körper und an Geist. Ich glaube, bald heisst's mit mir – hinüber -----abgereist* (S. 108)!

Die Todesahnung erwies sich als richtig. Johann Jakob Brunner starb nur einige Monate später, am 3. Juni 1879.

Anmerkungen

- 1 Erne, Emil. Die schweizerischen Sozietäten. Lexikalische Darstellung der Reformgesellschaften des 18. Jahrhunderts in der Schweiz. Zürich 1988, S. 291; Messerli, Alfred. Lesen und Schreiben 1700 bis 1900, Untersuchung zur Durchsetzung der Literalität in der Schweiz. Tübingen 2002, S. besonders S. 365f. Zur «Literarischen Gesellschaft im Toggenburg», die 1827 gegründet wurde, vgl. Edelmann, Heinrich. Die Literarische Gesellschaft im Toggenburg. In: Toggenburgerblätter für Heimatkunde 1 (1938), S. 41–44. Vgl. auch Eberle, Armin und Clemens Müller. Die Lese-gesellschaft der Bezirke Alt- und Untertoggenburg. Ein Beitrag zur Kulturgeschichte des unteren Toggenburg. In: Toggenburger Annalen 15 (1988), S. 31–41. Zum Buchbesitz schwäbischer Weberinnen und Weber im 18. und 19. Jahrhundert vgl. Medick, Hans. Weben und Überleben in Laichingen 1650–1900. Lokalgeschichte als Allgemeine Geschichte. Göttingen 1996, S. 447–560.
- 2 Der Text ist in folgende «Abschnitte» gegliedert: I. Vorrede; II: Meine Geburt, Kindheit und Schuljahre; II. Der ledige Stand; III. Ehestand; IV: Vorwort Tagebuch; V: Tagebuch ab 1843.
- 3 Indermaur, Hanspeter und Alfred Schmucki (Hg.). Tagebuch Johann Jakob Brunner. Degersheim 19972, S. III. In der Folge wird der Einfachheit halber die Seitenzahl der Edition gleich nach der Quelle angegeben. Zum Toggenburger Schulalltag um 1900 vgl. Brändle, Fabian. Schüler sein um 1900. In: Toggenburger Jahrbuch 2005, S. 125–140.
- 4 Lorenz, J. (Hg.). Erlebnisse und Erfahrungen eines Appenzeller Webers (Von ihm selbst erzählt). Anlässlich der Schweiz. Heimarbeiterausstellung herausgegeben. Zürich 19092.
- 5 Vgl. Peter, Matthias (Hg.). Jakob und Heinrich Senn. Zeitbilder der Schweiz aus dem 19. Jahrhundert. Zürich 2004, S. 7.
- 6 Jakob Stutz verfasste auch eine lesenswerte Autobiographie: Siebenmal sieben Jahre aus meinem Leben. Mit einem Vorwort von Bernhard A. Gubler und einem Nachwort von Walter Haas. Frauenfeld 2001.
- 7 Vgl. Braun, Rudolf. Sozialer und kultureller Wandel in einem ländlichen Industriegebiet (Zürcher Oberland) unter Einwirkung des Maschinen- und Fabrikwesens im 19. und 20. Jahrhundert. Zürich 19992, S. 224–229.
- 8 Brändle, Fabian (Hg.). Das lange Leben eines Toggenburger Hausierers. Gregorius Aemisgger (1815–1913). Wattwil 2007.
- 9 Vgl. Amelang, James S. The Flight of Icarus. Artisan Autobiography in Early Modern Europe. Stanford 1998, S. 325, 341.
- 10 Vgl. Burke, Peter. Helden, Schurken und Narren. Europäische Volkskultur in der frühen Neuzeit. Herausgegeben und mit einem Vorwort von Rudolf Schenda. Stuttgart 1981, S. 49f.
- 11 Vgl. Clasen, Claus-Peter. Streiks und Aufstände der Augsburger Weber im 17. und 18. Jahrhundert. Augsburg 1993.
- 12 Vgl. Hodenberg, Christina von. Aufstand der Weber. Bonn 1997.
- 13 Vgl. Hauser, Arnold. Der Maschinensturm von Uster. In: Zürcher Taschenbuch 1958, S. 107–116.
- 14 Eine Ausnahme ist Louis Specker, der mehrmals aus Brunners Tagebuch zitiert und diesen als Augenzeugen der Hungersnot von 1816/17 anführt. Vgl. Specker, Louis. Die grosse Heimsuchung. Das Hungerjahr 1816/17 in der Ostschweiz. 2 Teile. In: Neujahrsblatt herausgegeben vom Historischen Verein des Kantons St. Gallen 133 (1993), S. 7–42 und 135 (1995), S. 7–56.
- 15 Vgl. Verschiedene Autoren. Degersheim. Von der Vergangenheit bis zur Gegenwart. Flawil 1996, S. 213f.

- 16 Vgl. Greyerz, Kaspar von. Vorsehungsglaube und Kosmologie. Studien zu englischen Selbstzeugnissen des 17. Jahrhunderts. Göttingen 1990.
- 17 Brändle, Fabian (Hg.). Das lange Leben eines Toggenburger Hausierers. Gregorius Aemisegger (1815–1913). Wattwil 2007, S. 33.
- 18 Zur Ostschweizer Hungersnot in diesen Jahren vgl. Specker, Die grosse Heimsuchung.
- 19 In den sogenannten «Koalitionskriegen» verteidigte sich erst das revolutionäre Frankreich gegen die europäischen Fürstenstaaten. Unter Napoleon I. besetzte das Kaiserreich Frankreich («l'Empire») halb Europa, ehe es von Grossbritannien, Habsburg, Grossbritannien und Russland niedergeworfen wurde.
- 20 Auf das Fehlen chronikalischer Berichte zum Hungerjahr 1816/17 wies 1984 der Basler Agrarhistoriker Markus Mattmüller hin. Vgl. Medick, Weben und Überleben, S. 566. Medick verweist auf die Fälschung der «Laichinger Hungerchronik», aus der jahrzehntelang unkritisch zitiert wurde. Vgl. ebd., S. 561–579.
- 21 Zur schweizerischen Spezialität des ehrwürdigen Wirtshausverbotes vgl. Bendiner, Herman. Das Wirtshausverbot. Eine schweizerische Strafe und Verwaltungsregel. Diss. iur. Universität Zürich, Zürich 1917.
- 22 Vgl. auch Peter, Roger. Wie die Kartoffel im Kanton Zürich zum «Heiland der Armen» wurde. Zürich 1996. Zur Krise im Kanton Zürich vgl. Salzmann, Martin. Die Wirtschaftskrise im Kanton Zürich 1845 bis 1848. Ihre Stellung und Wertung im Rahmen der wirtschaftlich-sozialen Entwicklung in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts. Bern 1978.
- 23 Vgl. Tanner, Albert. Spulen – Weben – Sticken. Die Industrialisierung in Appenzell Ausserrhoden. Zürich 1982; Tanner, Albert. Das Schiffchen fliegt, die Maschine rauscht. Weber, Sticker und Unternehmer in der Ostschweiz. Zürich 1985.
- 24 Zum Panorama als populärem Medium vgl. etwa Comment, Bernard. Das Panorama. Geschichte einer vergessenen Kunst. Berlin 2000.
- 25 Vgl. etwa Meyer, André und Heinz Horat. Bourbaki. Episoden und Erlebnisse aus der Internierungszeit der Bourbaki-Armee 1871. Bern 1981.
- 26 Für Zürich vgl. Brändle, Rea. Wildfremd, hautnah. Völkerschauen und Schauplätze in Zürich 1860–1960, Bilder und Geschichten. Zürich 1995.
- 27 Der erwähnte Krieg ist der Sardische Krieg zwischen Habsburg-Österreich und Frankreich von 1859 mit den Schlachten von Magenta und Solferino, die zur Gründung des Roten Kreuzes durch den Genfer Arzt Henri Dunant führten. Zu Napoleon III. vgl. Rieder, Heinz. Napoleon III. Abenteurer und Imperator. Gernsbach 2006.
- 28 Vgl. jetzt Wickli, Bruno. Politische Kultur und die «reine Demokratie». Verfassungskämpfe und ländliche Volksbewegungen im Kanton St. Gallen 1814/15 und 1830/31. St. Gallen 2006.
- 29 Zum Verlauf des Sonderbundkrieges vgl. etwa Remak, Joachim. Bruderzwist, nicht Brudermord. Der Schweizer Sonderbundskrieg von 1847. Zürich 1997; Du Bois, Pierre. La guerre de Sonderbund. La Suisse de 1847. Paris 2002.
- 30 Vgl. Bucher, Silvio. Artikel «Baumgartner, Gallus Jakob». In: Historisches Lexikon der Schweiz www.hls.ch, eingesehen am 20. März 2008.
- 31 Vgl. Lippuner, Sabine. Bessern und Verwahren. Die Praxis der administrativen Versorgung von «Liederlichen» und «Arbeitsscheuen» in der thurgauischen Zwangsarbeitsanstalt Kalchrein (19. und frühes 20. Jahrhundert). Frauenfeld 2005.
- 32 Vgl. Brändle (Hg.), Aemisegger, S. 27–29; Peter (Hg.), Zeitbilder, S. 564f.
- 33 Vgl. Piller, Gudrun. Private Körper. Spuren des Leibes in Selbstzeugnissen des 18. Jahrhunderts. Köln, Weimar und Wien 2006.